Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 30 (1929)

Artikel: Staatsrat Johann von Montenach als Gesandter der Schweiz am Wiender Kongress
Autor: Koller, August
Kapitel: Genf ; Pays de Gex
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-336392

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Genf. Pays de Gex.

War es verhältnismässig leicht gewesen, das Bistum Basel endgültig für die Schweiz zu gewinnen, weil man mit ihm eigentlich nicht viel anderes anzufangen wusste, so sollte man bei den übrigen Fragen der Grenzregulierung auf grössere Schwierigkeiten stossen und zwar hauptsächlich deswegen, weil da noch Bewerber in Betracht kamen, mit denen sich die Schweiz auf die Dauer nicht messen konnte. Es war nicht nur für den Kanton Genf, sondern für die ganze Schweiz von grosser Wichtigkeit, wie sich die Grenzen im Südwesten unseres Landes gestalteten. Die Gesandten der Schweiz wurden deshalb beauftragt, dafür zu sorgen, « dass die Verbindung zu Lande mit Genf in Zukunft nicht mehr durch fremdes Gebiet unterbrochen werde; am vorteilhaftesten liesse sich dies bewerkstelligen durch die Vereinigung des Pays de Gex von den höchsten Gipfeln der Dôle aus und dem Bergrükken des Jura nach bis zu dem Fort de l'Ecluse oder wenigstens durch die Erwerbung jenes Teils des Pays de Gex, welcher auf eine so lästige Weise bei Coppet den Schweizerboden unterbricht. »

Als hätten die Genfer geahnt, dass sich die Schweizer Gesandten nicht mit der nötigen Energie ihrer Sache annehmen würden, entschlossen sie sich, zwei ihrer hervorragendsten Mitbürger nach Wien zu senden. Am 17. September wurden Pictet de Rochemont und d'Yvernois beauftragt, die Republik Genf am Wiener Kongress zu vertreten. « Die diplomatische Mission, die diese zwei Männer schon erfüllt hatten, sicherte ihnen natürgemäss

diese neue Rolle sowie ferner die freundschaftlichen Beziehungen, welche sie mit einigen der in Wien vereinigten Minister verband [1]. »

Neben Rengger und Laharpe waren die beiden Genfer wohl die bedeutendsten Vertreter, welche nach Wien gesandt wurden. Speziell Pictet war der geborene Diplomat; hochbegabt und von eisernem Willen, von grosser Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, war er gewohnt, sich überall zu geben und zu bewegen. Wir bewundern die glückliche Wahl der Genfer, die diesen zwei Männern eine Aufgabe anvertrauten, die umso heikler war, als die Stadt nach den verschiedensten Seiten Rücksicht zu nehmen hatte. Erstlich einmal auf die Wünsche der Schweizer, die sich noch enger als bisher mit Genf verbinden wollten; dann galt es aber auch, Frankreich und Sardinien nicht zu nahe zu treten, weil es für Genf eine Lebensfrage war, mit diesen Ländern auch fürderhin gute Nachbarschaft zu pflegen. Wenn die beiden Genfer, trotz der grossen ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten verhältnismässig noch am meisten erreichten, so war das besonders dem Umstand zuzuschreiben, dass sie, nicht wie die Tagsatzungs Gesandten getrennt und eigenmächtig, sondern, bestimmt in ihren Forderungen und einig in ihrem Vorgehen, unentwegt auf ihr Hauptziel lossteuerten: auf ein zusammenhängendes, nicht durch fremdes Gebiet unterbrochenes Territorium und auf die Verteidigungsfähigkeit desselben. Mit einer Zähigkeit und Geschicklichkeit wussten die beiden Diplomaten die Interessen ihrer Vaterstadt zu verteidigen, die den eidgenössischen Gesandten wie den oft hartköpfigen Bündnern nur zum Vorbild hätte dienen können [2].

---

[1] Rilliet 163. Die Berichte Pictets de Rochemont, die spannend und anschaulich geschrieben sind, sind von Lucien Cramer in 2 stattlichen Bänden herausgegeben worden. Eine weitere gute Quelle für die Kenntnis des Lebens und Wirkens des hervorragenden Diplomaten Pictet ist dessen Biographie von Edmond Pictet.

[2] Vgl. Cramer I, XII ff. Abschied II, Lit. G.

Das Wohlwollen, mit dem man in Wien die Genfer überschüttete, und das Interesse, das man ihnen und ihrer Republik entgegenbrachte, mussten die Eifersucht wecken und zwar gerade die Eifersucht jener Macht, auf die Genf in erster Linie angewiesen war, Frankreichs. Die Glieder der Gesandtschaft Ludwigs XVIII. machten den Genfern sehr schnell den Vorwurf, in der Ferne Protektoren zu suchen, anstatt sich einfach der Generosität Frankreichs anzuvertrauen und Berge als Grenzen zwischen sich und ihren Nachbarn zu haben, wo, wie sie sagten, ein einfacher Faden genügt hätte [1]. Talleyrand blieb von Anfang bis Ende des Kongresses der Feind Genfs [2], nicht aber seiner Gesandtschaft. Wenn Pictet seinen Bericht über die Wiener Mission mit den Worten schliesst: « Wir haben gearbeitet, nicht als Intriganten, sondern als Männer, ohne dabei zum Geld oder zu Frauen unsere Zuflucht zu nehmen, » so ist das insofern nicht ganz richtig, als an den Teeabenden der Genfer die schönen Frauen d'Yvernois und d'Eynard nicht den letzten Anziehungspunkt bildeten. Die Engländer vor allem waren dort des öftern gern gesehene Gäste. Während die Schweizerdelegation es nicht verstand, sich inmitten der hohen Gesellschaft von Souveränen und Fürsten glatt und gewandt zu bewegen, und zu einer Zeit, da das Schicksal kleiner Staaten oft von der Gunst und Missgunst einiger Herrscher abhing, sich das Wohlwollen dieser Männer zu gewinnen, waren die Genfer, die patrio-

---

[1] Pictet 155.

[2] Nach einer Aussage Metternichs war es die Schuld Talleyrands, dass den Genfern das Pays de Gex nicht schon bei den Pariser Verhandlungen zugesprochen worden sei. Der Widerstand Talleyrands hätte die Unterzeichnung des Pariser Friedens um 3 Tage verzögert. « Ihr hättet das Pays de Gex erhalten, sagte Nesselrode in Wien zu den Genfern, wenn Talleyrand nicht den Schatten Voltaires und die Erinnerung an Ferney wachgerufen hätte, um es für Frankreich zu erhalten. » Er hätte hinzufügen können: Wenn ich selbst nicht auf Befehl Alexanders dieser Forderung die Unterstützung Russlands gewährt hätte. (Rilliet, 174 f.)

tischen Eifer und gelehrte Bildung mit feinen Umgangsformen zu verbinden wussten, Meister in jener Kunst, welche in jenem noch durchaus höfischen Zeitalter die Grossen dieser Welt zu fesseln wusste.

Ein warmer Freund Genfs war besonders Capo d'Istria. « Von allen », so heisst es in einem Bericht Pictets an den Staatsrat, « die sich um unsern Erfolg bemüht haben, hat es keiner mit solcher Raschheit, Einsicht, Wohlwollen und Erfolg getan, als der Graf Capo d'Istria ». Nicht weniger als 92 Besprechungen hatte er mit Pictet, und dieser nennt ihn seinen besten Führer und Ratgeber und rühmt seine unvergleichliche Geduld, die nicht erschüttert werden konnte [1].

Laharpe, der den Genfern ebenfalls wesentliche Dienste leistete, und Capo d'Istria verschafften den Genfern auch Zutritt beim Zaren. Als über jene Protektion übertriebene Gerüchte herumliefen und Zeerleder u. a .sich bei Wessenberg darüber beklagte, dass die Genfer die einzigen seien, die einigen Erfolg hätten, erklärten diese, dass Alexander sich für die Schweiz als Ganzes interessiere, da er aber bemüht sei, ihr gute Grenzen zu geben, nehme er sich auch des Kantons Genf an. Aus einer Unterredung d'Yvernois vom 6. November ersehen wir, dass die Genfer bei ihren Bestrebungen ebenso sehr das Wohl der Schweiz als dasjenige ihrer Vaterstadt im Auge hatten. » ...Verfügen Sie über das Pays de Gex wie Sie wollen, aber machen Sie, dass es zur Schweiz kommt und früher oder später wird die Schweiz Sie segnen. Wenn es Ihnen passt, einen Teil davon dem Kanton Waadt und einen Teil von Chablais und Faucigny dem Wallis zu geben, so sei es uns ferne, uns darüber zu beklagen. Wir werden Ihnen dabei die Hand reichen, um ihnen zu beweisen, dass wir keinen andern Ehrgeiz haben als Schweizer zu werden, um derart Schweizer bleiben zu können und das wichtige Tor zu verteidigen, zu dem wir den Schlüssel haben. »

---

[1] Pictet, 150 f.

Dass Genf mächtige Gönner hatte, kam ihm umsomehr zu statten als es einmal an Talleyrand einen fast unerbittlichen Gegner und an den Tagsatzungsgesandten ganz zweifelhafte Freunde hatte. Reinhards Angst vor einer Vermehrung der Schweizerbevölkerung durch Katholiken spielte in der Genfer — wie in der Veltlinerfrage eine ganz verhängnisvolle Rolle Auch Montenach war gegen eine Vergrösserung Genfs Die Gründe gibt er an, wenn er schreibt: « Die Erfahrung des letzten Jahrhunderts hat gezeigt, dass der Genfer Geist unruhig ist. Um das Unglück noch voll zu machen, haben die Genfer sich nun noch mit Laharpe eingelassen, und es ist zu fürchten, dass sich die beiden Kantone eng aneinander schliessen. Ein starkes Genf würde in diesem Falle nur eine Verstärkung des neuen Systems der Schweiz bedeuten, das das alte bedrohen würde. Die Politik erforderte es deshalb, eine Vergrösserung nicht zu begünstigen, wenn man sie nicht hintertreiben konnte oder wollte. »

Um eine solche zu verhindern, munterte Montenach Delefils und Bilieux auf, an der Forderung der Unabhängigkeit ihres Territoriums festzuhalten, was natürlich einen Austausch des Elsgau mit dem Pays de Gex erschwerte. « Denn », so argumentierte Montenach, « wenn Genf vergrössert würde, so würde es sich in Verbindung mit der Waadt setzen, aus Sympathie und aus Prinzip und dadurch die Schlagkraft der revolutionären Masse verstärken[1].

Mit dem projektierten Austausch des Pays de Gex gegen das Elsgau hatte es folgende Bewandtnis: Um die Zustimmung Frankreichs zur Abtretung des Pays de Gex zu erlangen, musste man ihm eine Kompensation anbieten. Denn sowohl Metternich als Stein und Humboldt hatten durchblicken lassen, dass die freie Zustimmung der französischen Bevollmächtigen wesentlich sei, da man nur

[1] Die Abneigung gegen Waadt, die für Montenach « le boulevard de l'édifice révolutionnaire et le foyer de libéralisme » war, übertrug Montenach auch auf Genf, obwohl die beiden Kantone damals nicht gerade innige Beziehungen zu einander unterhielten.

mehr mit Vernunftsgründen und nicht mehr mit den Waffen operieren wolle. Es kam also vor allem darauf an, dass der gute Wille der Alliierten den bösen Willen des berüchtigten Diplomaten besiegte, der in Wien im Namen Frankreichs sprach und der sich noch in Paris gewe gert hatte, die Genfer Deputation zu empfangen [1].

Auf den Wunsch Capo d'Istrias hatte Pictet ein Projekt über die Abrundung der Südwestecke der Schweiz entworfen und auch Vorschläge gemacht, wie man Frankreich für die Abretung des Pays de Gex entschädigen könnte. Pictet machte, nachdem er sich vorher noch mit Wieland, zu dem die Genfer seines versöhnlichen Wesens wegen sich am meisten hingezogen fühlten, besprochen hatte, den Vorschlag, die Hälfte des Bistums an Bern abzutreten, und die andere Hälfte, 37, im Notfall sogar 52 Dörfer, an Frankreich, also einen Landstrich, der an Ausdehnung und Reichtum mehr wert war als das Pays deGex [2].

Von Wessenberg sondiert, hatte Talleyrand anfänglich nichts gegen diese Abtretung. Er riet dem König sogar dazu, und dieser gab seine Zustimmung selbst für den Fall, dass der Aargau nicht an Bern zurückkehre. Unterdessen aber hatte sich Talleyrand in geheime Unterhandlungen mit dem Vertreter Sardiniens eingelassen, um die Abtretung von Carouge an Frankreich zu erlangen. Für die Unabhängigkeit Genfs konnte es keine grössere Bedrohung geben. Von Canning auf diese Pläne Talleyrands aufmerksam gemacht, alarmierten die Genfer sofort Laharpe, der dem Zaren Mitteilung machte. Dieser gab seinen Ministern den Befehl, sich diesem Projekt absolut zu widersetzen. Und als dann auch die Minister der andern Staaten Talleyrand nicht willfahrten, war sein Projekt ins Wasser gefallen. Aber dieser Ausgang war natürlich nicht geeignet, Talleyrand in günstigere Stimmung gegen die Genfer zu versetzen [3].

---

[1] Ueber das Austauschprojekt Pays de Gex — Elsgau vgl. auch Rilliet, 208.

[2] Pictet, 177 f.

[3] Vgl. Pictet, 178 f.

Während Dalberg noch am 2. Dezember erklärt hatte, dass der König unter gewissen Bedingungen bereit sei, in den Tausch einzuwilligen, teilte er in der Sitzung vom 10. Dezember mit, andere Instruktionen erhalten zu haben, wonach der Tausch nicht stattfinden könne. Dann schützte er auch die Erklärung Renggers vor, wonach der Aargau einzig durch Gewalt gezwungen werden könnte, einen Teil seines Territoriums abzutreten. Frankreich habe deshalb kein Interesse mehr daran, das Opfer des Austauschs zu bringen, das zudem der öffentlichen Meinung in Frankreich zuwiderlaufe [1].

Wie Montenach erwähnt, war die Bedingung der Rückgabe des Aargaus hauptsächlich auf eine Eingabe Zeerleders zurückzuführen, der darin bemerkt hatte, dass die Abtretung des Pays de Gex, verbunden mit der Bedingung der Rückgabe des Aargaus, Bern nützlich sein könnte. Als die eigentlichen Gründe aber, weswegen Frankreich sich weigerte, in die Abtretung einzuwilligen, nennt Montenach einmal den speziellen Schutz Englands [2], das sich allzusehr für Genf interressiere; dann sei Genf zu revolutionär. « Wenn die Genfer sich nicht zu sehr an England angeklammert hätten, das Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hat, um einen für die Stadt günstigen Austausch herbeizuführen, und wenn die Stadt nicht als ein Herd revolutionärer Zuckungen und Aufstände betrachtet würde, so hätte sich Frankreich vielleicht doch entschliessen können, etwas für diese Stadt zu tun. » Und an anderer Stelle schreibt Montenach: « Die Quintessenz an der Sache aber ist, dass Frankreich nicht will, dass die Schweiz Vor-

---

[1] Abschiede II, Beil. f.

[2] Die Genfer hatten allerdings ihr möglichstes getan, um sich diesen Schutz zu sichern. D'Yvernois war schon im Sommer 1814 nach London geschickt worden, wo er wohlwollende Aufnahme gefunden hatten. Canning hatte den Genfern schon in Zürich das schriftliche Versprechen gegeben, für die Vergrösserung ihrer Stadt, als des geeignetsten Mittels, die Neutralität der Schweiz zu schützen, einzutreten. (Vgl. Rilliet, 136 f.)

teile von Seiten der Alliierten empfange, sondern dass sie sich an seine Seite stelle; es will unmittelbar mit der Schweiz verhandeln, um sich ein Verdienst zu schaffen [1]. » Wie richtig hier Montenach die Sachlage beurteilte, können wir aus dem Brief der französischen Gesandtschaft vom 14. Dezember ersehen. Darin spricht diese ihr Erstaunen aus über den geringen Einfluss, den das Anerbieten des Austauschprojektes unter der Bedingung der Rückgabe des Aargaus auf die schweizerische Gesandtschaft machte. Mit den Genfern war man unzufrieden, weil sie, anstatt das Opfer zu würdigen, das Frankreich für sie brachte, alles von der Protektion der Alliierten erhofften. Deshalb schlugen die Gesandten dem König vor, nicht in den Tausch einzuwilligen, weil er 1. nicht die erwarteten Vorteile bringe, weil 2. der Einfluss Frankreichs auf die Schweiz sich nur durch den Kanton Bern und seine Verbündeten vermehren könne und weil 3. Frankreich, solange die schweizerischen Angelegenheiten unter den Auspizien der verbündeten Mächte abgewickelt werden, mit seinen Mitteln haushalten müsse, um später zu handeln und seinen Einfluss zu verstärken [2].

Die gewünschte Antwort traf denn auch am 23. Dezember ein. In ihr erklärte der König, er werde seine Zustimmung zum vorgeschlagenen Tausch verweigern, sowie

---

[1] In einer Unterredung mit Reinhard sagte Dalberg: «Was die Landschaft Gex betrifft, so werdet Ihr nichts davon erhalten, weder Boden noch Oberherrlichkeit; Frankreich wird nie auf die Verbindung mit dem Genfersee verzichten. Die alliierten Monarchen hätten Genf eine Vergrösserung versprochen, um diese Stadt auf ihre Seite zu bringen. Eben darum aber wollen wir es nicht; wir wollen es weder aus Liebe zu Genf, noch um die gegen uns gerichteten Versprechungen der Verbündeten zu verwirklichen. » Vgl. Muralt, 310 f. von Wyss, 92. Das Auftreten Dalbergs, den Montenach einen deutschen Renegaten nennt und von dem Talleyrand sagt, er führe ihn mit sich, damit er die Geheimnisse verbreite, von denen er wünsche, dass jedermann sie kenne, ist typisch für das « Wiedererwachen » Frankreichs.

[2] Vgl. Talleyrand Mémoires II, 515 ff.

zu jeder Vergrösserung Genfs auf Kosten des Königs von Sardinien. Von diesem Augenblicke an war das Pays de Gex für Genf wie für die Schweiz verloren, denn selbst die Schritte der verbündeten Monarchen nützten nichts mehr. Talleyrand wartete die Antwort auf die ihm von den Monarchen an seinen König überreichten Einzelschreiben gar nicht ab, vielleicht sandte er sie überhaupt nicht ab, sondern erklärte einfach, der König weigere sich, das Pays de Gex abzutreten. Für die Stimmung, die um die Jahreswende 1814-15 bei der französischen Gesandtschaft herrschte, ist auch die von Montenach erwähnte Unterredung des Vicomte de Noailles mit Zeerleder bezeichnend: « Was ist's mit diesen Genfern ? Wir wollen sie nicht vergrössern ; sucht Eure Angelegenheiten zu Ende zu bringen ; wenn Ihr in einigen Jahren 10 000—12 000 Mann braucht, um diese Revolutionäre zu Paaren zu treiben, werden wir sie Euch geben. Dieses ganze Geschäft, den Kongress, werdet Ihr über den Haufen werfen, wann Ihr wollt. Der Krieg wird innert kurzem ausbrechen und dann kann man vernichten, was man gemacht hat. » Diesem Ausspruch des französischen Diplomaten fügt Montenach bei: « Das ist die Politik und die Absicht der Kabinette, wenn sie Verträge machen. »

Um diese trotzige Haltung der französischen Vertreter zu verstehen, müssen wir hier einen Moment bei der Gesamtlage verweilen. Um die Jahreswende 1814-15 war nämlich für Talleyrand, der bisher mehr der Geduldete war, der Augenblick gekommen, sich obenaufzuschwingen und beinahe zum Schiedsrichter zu werden. Ob der polnisch-sächsischen Frage waren die alliierten Mächte so aneinander geraten, dass bereits wieder Kriegsgerüchte die Luft durchschwirrten. Russland wollte nicht auf Polen und Preussen nicht auf Sachsen verzichten. Tatsächlich stand eine kampfgerüstete russische Armee bereits in Polen. Die drohende starke Verschiebung des europäischen Gleichgewichts wollten nun Oesterreich und England nicht dulden. Durch deren Widerstand gereizt, soll Fürst Hardenberg

in einer Sitzung des Komitees, das sich mit dieser Frage zu befassen hatte, mit einiger Heftigkeit erklärt haben, Preussen werde seine Rechte wohl zu verteidigen wissen. In Berlin rief man, Blücher müsse die Sache wieder führen. Etwas wie Losung und Feldgeschrei drang bereits in das diplomatische Geflüster und in die Munterkeit der Feste. Preussen schickte sich immer entschiedener an, «die Forderungen des Rechts und der Ehre» mit dem Schwerte zu verteidigen. Tatsächlich erklärten am Sylvestertage 1814 Preussen und Russland, sie würden es als Kriegsfall betrachten, wenn Preussen die Einverleibung von ganz Sachsen verweigert werden sollte. Auf das hin schlossen nun, auf Antrag von Lord Castlereagh, England, Oesterreich und Frankreich die sogenannte Defensiv-Tripel-Allianz (3. Januar 1815). Dieses Geheimbündnis [1] war der Höhepunkt des Spannung, die alsbald wieder etwas nachliess. Die Nachgiebigkeit erfolgte von Seiten des Kaisers Alexander, der seine Ansprüche auf Polen bedeutend herabstimmte. Preussen bekam einen grössern Teil Polens und liess dann umso eher auch in der sächsischen Frage mit sich reden [2].

---

[1] Durch einen Zusatzartikel war Geheimhaltung des Vertrages festgesetzt worden. Das Geheimnis sollte später durch einen seltsamen Umstand gelüftet werden. Das für den König von Frankreich bestimmte Exemplar fiel nämlich dem von Elba zurückgekehrten Napoleon in die Hände, da Jaucourt, Ludwigs XVIII. Minister des Aeussern es in der Eile der Flucht zurückgelassen hatte. Napoleon beeilte sich eine beglaubigte Kopie dem auf dem Wiener Kongress noch anwesenden Zaren zu senden. Die Absicht, aufs neue Zwietracht unter den Verbündeten zu säen, war leicht zu erkennen. Allein die erwartete Wirkung trat doch nicht ein, so unangenehm auch die Kunde von einem solchen Vertrag für die Monarchen von Preussen und Russland sein musste. Die gemeinsame Gefahr hatte jene Mächte mit den Urhebern der Tripel-Allianz aufs neue und inniger als je vereinigt.

[2] Vgl. Klüber, Akten des Wiener Kongresses Bd. IX, 177 ff., und Varnhagen von Ense IV. 256. f. Nun konnte man wieder aufatmen, schreibt der letztere in seinen Denkwürdigkeiten, von neuem drängten sich jetzt Festlichkeiten und Vergnügungen und wieder vereinte in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen

Vom 3. Januar an bis zu jenem Tage, da die Kunde von der Flucht Napoleons nach Wien drang, redete Talleyrand eine ganz andere Sprache als vorher, und das sollten vor allem die Genfer merken. So grosse Mühe diese sich auch gaben, Talleyrand wollte nichts mehr hören von einer Abtretung des Pays de Gex. Selbst der Zar holte sich eine abschlägige Antwort, als er den Genfern zu Hilfe kommen wollte. « Was werden Sie für Genf tun », fragte Alexander am 13. Februar Talleyrand. « Nichts, Sire », antwortete Talleyrand prompt. « Ah (im Ton des Erstaunens und des Vorwurfs) ». « Es ist uns unmöglich etwas zu tun; der König wird niemals Franzosen abtreten. » « Und kann man von Sardinien nichts bekommen ? » « Ich weiss es absolut nicht [1]. »

Diese letztere Antwort stimmte insofern nicht, als Talleyrand tatsächlich nach Kräften dahin zu wirken suchte, dass die Genfer auch nach der Savoyerseite leer ausgingen. Die Ziele, die die Genfer nach dieser Richtung hin verfolgten, hatte Pictet de Rochemont schon in einer Unterredung vom 29. November mit Capo d'Istria und Canning durchblicken lassen. Sie wollten Nord-Savoyen in irgend einer Art und Weise « helvetisieren », sei es, dass man es völlig an Genf anschloss oder daraus einen oder mehrere Kantone errichtete, selbst wenn diese unter der nominellen Suzeränität des Königs von Sardinien bleiben

---

eben noch feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die gastfreie Herrlichkeit, den Reichtum und Glanz der Bewirtung. Selbst die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechsels; die prächtigen, bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Basteien wiederholte sich im Prater, im Augarten, auf den Strassen nach Schönbrunn und Baden. Selbst an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es am Kongress nicht fehlen. Die Wiener vornehme Welt ging damals mit Vorliebe in die Predigten des bekannten Dichters und später Priester gewordenen Zacharias Werner. (Vgl. Varnhagen IV, 265 f.)

[1] Talleyrand Mémoires III, 70.

sollten. Am 1. Dezember macht Pictet den Versuch, Reinhard für diese Kombination zu gewinnen. Dieser aber blieb kalt. « Die Idee gefiel ihm nicht; er findet jetzt schon die Zahl der Kantone zu beträchtlich, diese Masse von Katholiken erschreckt ihn, und der Gedanke einer Nachnahmung Neuenburgs erschreckte ihn nicht weniger [1] ». Durch die Schuld Reinhards fiel die Idee der Föderation Nord-Savoyens, die anfänglich auch von St-Marsan, dem Vertreter Sardiniens, günstig aufgenommen worden war, dahin; und doch wäre Reinhard durch die Instruktion verpflichtet gewesen, nicht nur für das Pays de Gex, sondern auch für Chablais und Faucigny einzutreten.

Trotzdem gaben die Genfer die Hoffnung noch nicht auf und suchten nur auf neuen Wegen zum Ziele zu gelangen. Pictet machte den Vorschlag, den Landstrich zwischen dem See und den ersten Savoyerbergen Genf zu überlassen und zur Verbindung mit dem Wallis die Simplonstrasse als neutrale Strasse zu erklären. Da man zum voraus wusste, dass Sardinien gegen jede Abtretung ohne Kompensation war, schlugen die Genfer Capo d'Istria und Canning vor, die schweizerische Neutralität auf Chablais und Faucigny auszudehnen. Die Idee, die sowohl für die Schweiz als für Sardinien von Vorteil war und niemanden Opfer zumutete, fand auch bei den andern Ministern Anklang nur Wellington, der inzwischen Castelreagh abgelöst hatte, trug, obwohl er sonst den Genfern gewogen war, Bedenken, die immerwährende Neutralität der Schweiz, « schon an und für sich ein aussergewöhnliches Phänomen », auf die Provinzen eines andern Landes auszudehnen [2]. Die Verhandlungen gingen immerhin weiter und zwar hinter dem Rücken Talleyrands, dessen Intrigen man fürchtete und auch so ziemlich hinter dem Rücken der schweizerischen Gesandtschaft. Erst am 11. Februar eröffnete Canning in einem vertraulichen Gespräch mit Reinhard und Wie-

[1] Pictet, 180.
[2] Vgl. Rilliet, 227.

land, dass die Arrondierung von Genf auch auf sardinischer Seite Schwierigkeiten mache und sich zuletzt auf den Gedanken reduzieren könnte, Chablais und Faucigny in die schweizerische Neutralität einzubeziehen [1]. Reinhard wandte sich dann an die Genfer, die für ihn zwei Denkschriften ausarbeiteten.

Allerdings waren die Schwierigkeiten einer Vergrösserung Genfs auch auf der savoyschen Seite sehr gross. Hier spielte die religiöse Frage eine bedeutsame Rolle. Galt es doch den Widerstand Vuarins, des damaligen katholischen Pfarrers von Genf, zu überwinden. « Mit dem Voltairianer Talleyrand wetteiferte der Priester Vuarin an Feindseligkeit gegen die Stadt, deren Brot er ass... In erster Linie suchte er jede Abtretung katholischen Landes an die Ketzerstadt zu verhindern, in zweiter, wenn diese unvermeidlich wäre, alle denkbaren Garantien für die alleinseligmachende Kirche zu erzwingen [2]. » Mit diesen Worten, denen man die Tendenz anmerkt, würdigt Oechsli die Tätigkeit Vuarins [3]. Allerdings spann dieser seine Fäden selbst nach Wien, war damals auch ständig auf Reisen und suchte Männer zu gewinnen, die sich seiner und seiner kleinen Herde annahmen. Das tat besonders der Graf von Sales, der Legations-Sekretär St.-Marsans. Obwohl Vuarin ständig von der Genferpolizei überwacht war, die seine Reisen, seine Briefe und seine Beziehungen zu den verschiedensten Persönlichkeiten zu kontrollieren suchte, so gelang es ihm gleichwohl durch die verschiedensten Kanäle, in Wien unsichtbaren Einfluss auszuüben. Wenn wir seine Tätigkeit, die darauf ausging, nicht nur die Kirche von St-Germain zu erhalten, sondern auch dem Katholizismus eine gesetzliche und anerkannte Existenz zu sichern, zu verhindern, dass katholische Gemeinden unter protestantische Herrschaft kämen, würdigen wollen, wer-

---

[1] Tagebuch Reinhards, 106.

[2] Oechsli, 272.

[3] Ueber die Tätigkeit Vuarins vgl. besonders Fleury-Martin: Histoire de Vuarin, 62 ff.

den wir sie nicht mit den abschätzigen Worten Oechslis abtun können, sondern uns eher der Ansicht der Biographen Vuarins anschliessen, die auf die damals, als die Gleichheit der politischen und bürgerlichen Rechte noch nicht verkündet war, herrschende Gefahr religiöser Unterdrückung hinweisen und schreiben: « ...Der Widerstand Vuarins in seiner Eigenschaft als katholischer Priester war deshalb vernünftig, gesetzlich und pflichtgemäss. Mehr noch, er war Savoyarde, er liebte sein Vaterland... Wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen, alle Mittel angewendet zu haben, um die Gefahren zu beschwören, die seine Mitbürger in ihren heiligsten Gütern bedrohten ? ».

Wenn Vuarin nichts unterliess, um den « Neugenfern » ihre politischen und religiösen Rechte zu sichern, so lag dazu umso mehr Grund vor, als gerade der Anhang der Genfer Verfassung, die sich das Volk im Jahre 1814 gegeben hatte, die sogennanten « Lois éventuelles » nichts anderes bezweckte, als den protestantischen Charakter des Staatswesens nach Möglichkeit zu schützen. Wohl wünschte man Gebietszuwachs, fürchtete aber gleichzeitig, je grösser dieser wurde, die Majorisierung durch die neuen Genfer, die nur Katholiken sein konnten. Die Art und Weise, wie das geschah, musste die Katholiken verletzen, denn, so schrieb ein Gegner der Verfassung, der Geschichtsschreiber Sismondi in einer Broschüre: « Die Lois éventuelles kündigen den Katholiken an, dass wir, wenn die Vereinigung stattfindet, keineswegs gesinnt sind, sie als Brüder zu behandeln und ihnen gleiche Rechte einzuräumen, denn sie erteilen dem einen Volke und der einen Religion Herrscherrechte über die andere ». Dass man sie nicht als Brüder annehmen wollte, dafür ist der einzige Umstand genügend kennzeichnend, dass man ihnen für den Fall, dass sie mehr als den Drittel oder die Hälfte der Bevölkerung ausmachen sollten, zwei resp. drei Staatsräte auf acht und zwanzig zugestand. Die Broschüre Sismondis, die so deutliche Eingeständnisse machte und darauf hinwies, was die Katholiken in der Calvinsstadt zu erwarten hätten, war natürlich

eine Waffe, mit der Vuarin und seine Freunde operieren konnten. Die Broschüre wurde denn auch nach Wien geschickt und dort in Umlauf gesetzt [1].

Vuarin setzte es denn auch durch, dass in dem abzutretenden Gebiet, das damals ungefähr 10 000 Seelen zählte, den Katholiken völlige Rechtsgleichheit zugesichert wurde. Die Uebereinkunft mit Sardinien wurde am 4. März unterzeichnet; der König von Sardinien gab, nachdem er noch einiges abgemarktet hatte, seine Zustimmung, und Talleyrand, der nur mehr der Minister eines flüchtigen Königs war, konnte keine grossen Schwierigkeiten mehr machen. Ende März wurde das Uebereinkommen vom Kongress der 8 Mächte genehmigt. So hatte Genf, wenn auch nicht alles, so doch eine teilweise Desenklavierung seines Gebietes erreicht. In Anbetracht des Widerstandes, den ihm vor allem Talleyrand gemacht hatte, durfte es mit dem Ergebnis zufrieden sein.

---

[1] Vgl. darüber Fleury-Martin II, 49-57, und Rilliet, 131 f.